

Das japanische Schränkchen.

Von M. Carruthers. Deutsch bearbeitet von B. Resch.

(Fortsetzung.)

„Ich gestehe nichts dergleichen," lautete die ruhige Antwort. „Fassen Sie sich, Herr Baron, und lassen Sie sich nicht in Ihrem Zorn zu Aeußerungen hinreißen, die Sie später bedauern könnten. Wir wollen so miteinander sprechen, wie es zwei Männern unseres Standes ziemt. Ich habe das Kästchen von einem Kunsthändler erstanden, sein Inhalt gehörte also gesetzlich mir. Als ich das Los darin fand, wußte ich noch nicht, wer der ursprüngliche Eigentümer desselben gewesen; für mich bedeutete es damals nicht mehr als irgend einen Fetzen Papier; aber ordnungsliebend, wie ich nun einmal bin, verwahrte ich es und fand zu meiner Ueberraschung schon am folgenden Morgen, daß ich den Haupttreffer gemacht. Sie beehrten mich im Laufe des Tages mit Ihrem Besuch —"

„Aber Sie haben sich wohl gehütet, mir etwas von Ihrer Entdeckung zu verraten!" unterbrach ihn Feldau verächtlich. „Es ist Ihnen gar nicht eingefallen, mir mein Eigentum zurückzustellen, obwohl ich Ihnen offen meine Lage dargelegt. Sie, der vornehme Graf Pohitonoff, ein mehrfacher Millionär, bemächtigten sich der lumpigen fünfhunderttausend Francs, die ein Zufall Ihnen in die Hände gespielt und die mich zum glücklichen Menschen gemacht hätten. Mit diesem Gelde hoffte ich die Zukunft meiner Familie zu begründen!"

Thränen, die zurückzudrängen Feldau sich vergeblich bemühte, erstickten seine Stimme, und ein Schwächegefühl übermannte ihn.

„Hören Sie nun mich, Herr Baron," bat der Graf, der bei den letzten Worten Feldaus wie unter Peitschenhieben zusammengezuckt war. „Ich habe Ihnen von meinem Fund nichts gesagt, weil mir in dem Moment, in welchem mir klar wurde, daß Sie der Besitzer desselben seien, die Idee auftauchte, den Fetzen Papier als kostbaren Talisman zu benützen, der mir zur Erfüllung eines glühenden Wunsches verhelfen sollte. Ich sagte mir, daß Isabella, die ich als edel und opfermütig kenne, mir nicht ihre Hand verweigern werde, wenn sie damit ihre Familie aus verzweifelter Lage zu retten vermöchte. Ich weiß, daß es verächtlich war, so zu denken, und ich schäme mich meiner Handlungsweise, aber ich weiß nicht, zu was mich die Liebe zu Ihrer Tochter noch fähig gemacht hätte."

Das neue Stadtkrankenhaus Johannstadt in Dresden. (Mit Text.)

Eine peinliche Pause entstand. Beide Männer schienen reiflich zu überlegen, endlich bemerkte Feldau: „Ich darf wohl annehmen, daß Sie Ihren Vorsatz wieder aufgegeben haben?"

„Meinen Vorsatz aufgegeben?" rief der Graf erregt. „Nein! Im Gegenteil, ich hoffe mehr denn je, meinen sehnlichen Wunsch erfüllt zu sehen. Isabella würde sich vielleicht geweigert haben, meine Frau zu werden, um Ihnen zu einem kleinen Vermögen zu verhelfen; wenn es aber gilt, ihren Vater vom Tode zu retten, wird sie sich, wie ich sie kenne, keinen Moment besinnen."

Feldau erbleichte und vermochte sein Auge nicht von der halbgeöffneten Schlafzimmerthür zu wenden, denn er fürchtete, Isabella herausstürzen zu sehen.

„Sollte Koskavitsch vor Gericht aussagen, daß es Ihnen darum zu thun war, das japanische Kästchen zu erlangen, weil es einen Inhalt von fünfhunderttausend Francs barg, so sind Sie unbedingt verloren," fuhr Pohitonoff ruhig fort. „Die Beweise sprechen so mächtig gegen Sie, daß selbst der vorurteilsloseste Richter Sie schuldig sprechen würde. Ich allein habe die Macht, Koskavitsch zum Schweigen zu veranlassen. Auch mir wird's nicht leicht werden, denn er ist ein eigensinniger, rachedürstiger Mensch und liebte Madame Silberkoff. Aber er würde, wenn ich's verlangte, selbst dann schweigen, falls er bestimmt wüßte, daß Sie den Mord begangen. Es liegt in Isabellas Hand, zu entscheiden, ob ich meine Macht gebrauchen soll oder nicht!"

„O, ich verstehe vollkommen, Herr Graf! Die Hand meiner Tochter soll der Preis für meine Freiheit sein. Sie machen die Rechnung ohne den Wirt. Ich werde nie zugeben, daß sich meine Tochter verkauft, um meine Freiheit zu retten. Verstehen Sie wohl, nie!" rief Feldau bestimmt, sich mühsam zur Ruhe zwingend.

„Glauben Sie mir, Herr Baron," nahm Pohitonoff nach einer längeren Pause mit gänzlich veränderter Stimme, die fast demütig klang, das Wort. „Es giebt in der ganzen großen Welt keinen Mann, der sich so sehr bemühen würde, Ihre Tochter glücklich zu machen, wie ich es thäte. Sie werden meine Leidenschaft unmännlich, vielleicht sogar lächerlich finden, aber gerade die erniedrigende und beschämende Rolle, die ich jetzt Ihnen gegenüber spiele, sollte Ihnen beweisen, wie echt und tief meine Liebe für Isabella ist. Sie ahnen nicht, was es mich kostet, Ihnen gegenüber die Sprache eines verächtlichen Mannes zu führen, während mir doch daran liegen müßte, mir Ihre Achtung zu gewinnen. — Aber was bleibt mir übrig? Ich schwöre Ihnen, wenn sie erst einmal mein Weib geworden ist, soll sie keine Ursache haben, sich über mich zu beklagen."

Gundaccar fühlte sich durch diese von glühender Leidenschaft zeugenden Worte, an deren Wahrheit er nicht länger zweifeln konnte, tief erschüttert. Um sich durch die Thränen, die in den

seelenvollen Augen des Grafen schwammen, nicht vollends erweichen zu lassen, entgegnete er spöttisch: „Und wenn Sie meine Tochter nicht zur Frau bekommen, werden Sie Ihr Möglichstes thun, um mich dem Henker auszuliefern, mein edler Graf?"

„Nicht doch, Baron Feldau. Ich würde mich einfach nicht in die Affaire mengen, die mich ja eigentlich nichts angeht, denn ich müßte ja annehmen, daß Sie mir, dessen Leben Sie vernichtet haben, zu keinem Dank verpflichtet sein wollten."

„Sie sprechen, als ob es von mir abhinge, wie sich in Zukunft Ihr Verhältnis zu Isabella gestalten soll. Ich will nicht leugnen, daß ich Sie ganz gern als Schwiegersohn willkommen geheißen hätte, aber was wollen Sie, wenn das Mädchen Sie nun einmal nicht liebt? Schon bei unserer ersten Begegnung habe ich Ihnen gesagt, daß ich mir nie herausnehmen würde, in die Herzensangelegenheiten meiner Kinder dreinzureden."

„Sie weisen demnach meine Hilfe zurück?"

„Ich kann nicht anders — Gott steh' mir bei."

„Ich frage Sie zum letzten Male, soll ich meinen Einfluß aufwenden und Koskavitsch zum Schweigen veranlassen?"

„Koskavitsch mag aussagen, was er weiß, das Verhängnis nehme seinen Lauf!"

Noch ehe Feldau ausgesprochen, wurde die Schlafzimmerthür aufgerissen, und Isabella stürzte totenbleich herein. Ihr schönes Gesicht drückte einen festen Entschluß aus. Die beiden Männer sprangen gleichzeitig von ihren Sitzen empor.

„Koskavitsch darf nicht alles sagen, was er weiß!" rief sie, jedes Wort scharf betonend. „Ich bitte Sie, Graf Pohitonoff, Ihren Einfluß dahin geltend zu machen, daß mein Vater aus dieser furchtbaren Lage befreit, in die ihn ein unglücklicher Zufall gebracht — und ich will — — mein Schicksal an das Ihrige binden."

Sie brachte es nicht über sich, zu sagen: „Ihre Frau werden."

„Isabella!" rief der Graf, von der Freude überwältigt, aus. Er näherte sich ihr einige Schritte, dann blieb er verwirrt und schüchtern stehen, die Stimme versagte ihm, aber seine Augen redeten eine beredte und zum Herzen dringende Sprache. Isabella streckte ihm die Hand entgegen, die er ehrerbietig an seine Lippen führte, plötzlich aber fallen ließ und rasch ans Fenster ging, um seiner Bewegung Herr zu werden.

Feldau beobachtete diese Scene in sprachloser Verwirrung.

„Kind, Kind, was hast Du gethan?" stammelte er aufschluchzend.

„Meine Pflicht, Vater!" entgegnete Isabella mit fester Stimme und verschwand im Schlafzimmer, die Thür hinter sich zuziehend.

Auf dieses Geräusch drehte sich der Graf um. „Ich wußte, daß sie in Paris ist. Ein Freund, der sie von der Bretagne her kennt und mit ihr von Amiens in einem Waggon nach Paris gefahren ist, hat es mir verraten. Seit einer Woche verbringe ich fast den ganzen Tag dort drüben im Café; ich habe sie auch zweimal ausgehen gesehen. Nun ist sie endlich mein! Mein! Ich habe Ihr Versprechen. Ah, ich fühle mich so beschämt wegen der erbärmlichen Rolle, die ich gespielt! Was wird sie von mir denken? Aber sie ist mein, und ich werde es ihr vergelten, bei Gott, sie wird diese Stunde nie zu bereuen haben!"

„Und glauben Sie, daß ich dieses Opfer annehmen werde?" polterte Feldau. „Da kennen Sie mich schlecht! Ein Feldau opfert sein Kind nicht, um damit seine Freiheit und sein Vermögen zu erkaufen! Niemals werde ich mein Kind zu dem furchtbaren Schicksal verdammen, einem Manne anzugehören, den es nicht liebt!"

Graf Pohitonoff stand fassungslos da; er hatte von diesem leichtsinnigen Baron, dessen Vergangenheit er genau kannte, nicht so viel Heroismus und Selbstverleugnung erwartet, und er schämte sich wirklich bis in das Innerste seiner Seele ob der erbärmlichen Rolle, die er selbst gespielt.

„Glauben Sie mir, Baron, es wird kein Opfer sein, das Isabella bringt," entgegnete er sanft. „Isabella wird mich lieben lernen. Es wird die einzige Sorge meines Lebens sein, mir ihre Liebe zu erringen. Ich will jeden ihrer Wünsche, jede Laune erfüllen, ihr Sklave will ich werden, und sie müßte kein Weib von Fleisch und Blut sein, wenn sie sich nicht schließlich von meiner treuen Ergebenheit rühren ließe."

Wie Tau unter dem Kuß der heißen Sonnenstrahlen schmilzt, so schmolzen die Bedenken Feldaus unter der leidenschaftlichen Beredsamkeit des Grafen, der am folgenden Nachmittag zu kommen versprach, um sich die endgültige Einwilligung der Schwiegereltern zu holen.

Und es war, als ob alle Umstände zu Gunsten des glühenden Bewerbers zusammenwirken wollten. Noch an demselben Abend erhielt Feldau einen Brief, der ihn zum vollständigen Bettler machte, wenn er die rettende Hand des Grafen nicht annahm. Sein Onkel Georg war eines plötzlichen Todes gestorben, und der Familienanwalt teilte ihm mit, daß dessen Sohn, der neue Majoratsherr, sich weigere, Gundaccar die Rente weiter auszuzahlen. Was thun? Seine Familie dem größten Elend, dem Verhungern preisgeben, sich unschuldig verurteilen lassen? Nein, da war es noch immer besser, das freiwillig angebotene Opfer Isabellas anzunehmen. Schließlich konnte man es doch nicht als ein großes Unglück betrachten, eine von der ganzen vornehmen Welt beneidete Gräfin Pohitonoff zu werden und sich von einem rasend verliebten Gatten vergöttern zu lassen! Mit diesem Trost schlief Feldau gegen Morgenanbruch endlich ein.

9. Koskavitsch vor dem Untersuchungsrichter.

„Ueberlege es noch einmal genau, was Du thun willst, mein Kind, und vergiß nicht, daß Du eigentlich kein Verfügungrecht mehr über Deine Hand hast, denn Du bist Eduard Dennysons Braut," ermahnte Feldau seine Tochter, wie er es für seine Pflicht hielt. —

Bei der Nennung Eduard Dennysons zuckte das Mädchen zusammen und Thränen füllten ihre Augen. „Ich kann nie Eduard Dennysons Frau werden," entgegnete sie traurig.

„Ich verstehe, mein armes, armes Kind! Der stolze Engländer würde die Tochter eines des Mordes Angeklagten und vielleicht Verurteilten nicht zum Altar führen. O, entsetzliches Geschick! Nirgends ein Ausweg!"

In diesem Augenblick kam Walter, der aus der Vorlesung kam, herein und überreichte seinem Vater einen Brief, der eben von einem livrierten Diener beim Portier abgegeben worden war. Er trug das Wappen Pohitonoffs und lautete: „Verehrter Herr! Ich erlaube mir, Ihnen ergebenst anzuzeigen, daß ich die fünfhunderttausend Francs, die Sie die Güte hatten, mir anzuvertrauen, auf Ihren Namen bei der Bank von Frankreich deponiert habe. Ich werde so frei sein, wie verabredet, nachmittags bei Ihnen vorzusprechen. Hochachtungsvoll Wladimir Pohitonoff."

Diese feine taktvolle Art, in welcher der Russe den Betrag des Haupttreffers, auf den Feldau keinen gesetzlichen Anspruch hatte, diesem zur Verfügung stellte, übte auf die ganze Familie einen sehr guten Eindruck aus. Unter den gegenwärtigen Umständen wäre es unvorsichtig, ja gefährlich gewesen, als Gewinner des Haupttreffers hervorzutreten, denn ein solcher macht stets viel von sich reden, alle Zeitungen bringen Notizen über ihn, und dem durfte sich Feldau nicht aussetzen. Der diplomatische Staatsstreich Pohitonoffs, ihm nicht das Los zurückzuerstatten, sondern den Betrag desselben bei der Bank zu deponieren, veränderte mit einem Schlag die Situation und bahnte ihm den Weg bei Vater und Tochter.

„Er ist doch ein guter Kerl und liebt Dich rasend; er scheint auch ein Gentlemen zu sein," reflektierte Feldau, nachdem er die überraschende Mitteilung seines zukünftigen Schwiegersohnes einigermaßen verdaut hatte. Er war sich bewußt, daß diese fünfhunderttausend Francs eigentlich ein Geschenk waren, und ein Geschenk, das sehr zur rechten Zeit kam. Wozu jetzt noch den Spröden spielen? Er konnte unmöglich das Geld, auf das er keinerlei gesetzlichen Anspruch hatte, annehmen und dabei dem Grafen die Hand seiner Tochter verweigern.

„Hör' 'mal, Papa, was da im „Figaro" steht," unterbrach Walter seinen Gedankengang und las folgende Notiz laut vor: „Der Untersuchungsrichter K. hat von dem sogenannten „Onkel" der armen gemordeten Madame Silberkoff die telegraphische Mitteilung erhalten, daß dieser von der Ermordung Kenntnis erlangt und sofort die Rückreise nach Paris angetreten habe. Das Telegramm ist von Edinburgh datiert."

Schon nach wenigen Tagen meldete sich Koskavitsch bei dem betreffenden Untersuchungsrichter und legte seine Aussagen ab, die ungefähr lauteten: „Madame Silberkoff war nicht meine Nichte. Vor ungefähr fünfzehn Monaten machte ich an Bord eines Dampfers, der den Kanal kreuzte, ihre Bekanntschaft. Sie sprach weder französisch noch englisch, und da mir ihre außergewöhnliche Schönheit auffiel, näherte ich mich ihr, indem ich mich als Dolmetsch anbot. Sie reiste in Begleitung eines etwa dreijährigen Knaben, und ich fand es seltsam, daß eine vornehme Dame — denn als solche mußte ich sie nach ihrer Toilette und ihrem Auftreten halten — mit einem kleinen Kinde eine solche Reise ohne Dienerschaft unternahm. Später entdeckte ich freilich, daß ich mich geirrt und daß sie in sehr mißlichen Verhältnissen lebte.

„Wir fuhren in demselben Eisenbahnwagen von Calais nach Paris. Während der Fahrt erkundigte sie sich nach einem Hotel, in welchem auch russisch gesprochen würde. Ich nannte ihr eines, brachte sie auch hin und besuchte sie schon am folgenden Morgen. Sie schien in großer Sorge; auf meine dringlichen Fragen gestand sie mir endlich, daß sie ohne Geld sei und bat mich, ihr zu sagen, wo und wie sie eines ihrer kostbaren Schmuckstücke verkaufen oder verpfänden könne. Ihre Schönheit und ihre kindliche Unbeholfenheit fesselten mich, und ich stellte ihr meine Kasse zur Verfügung. Sie weigerte sich energisch, ein Darlehen anzunehmen — mit der Begründung, daß sie nicht so bald in der Lage sein würde, es zurückzuerstatten. Ihr Mann habe Petersburg Knall und Fall verlassen müssen, da er wegen politischer Umtriebe verdächtigt

worden, sei nach London geflüchtet und dort nach mehrmonatlichem Krankenlager an Schwindsucht gestorben. Seine Krankheit habe ihr ganzes Bargeld verschlungen. Auf meine Frage, weshalb sie nach Paris gekommen, antwortete sie, es sei geschehen, um dem Londoner Nebel zu entgehen, den weder sie, noch ihr Kleiner vertragen könne. Sie hoffe, von dem Erlös ihrer Juwelen so lange leben zu können, bis sie genügend französisch gelernt, um irgend eine Stelle zu bekommen. Ich drang in sie, bis sie meinen Bitten nachgab und eine beträchtliche Summe von mir annahm.

„Einige Tage später mietete ich den Pavillon am Boulevard Lannes für sie, richtete ihn ein und gab sie für meine Nichte aus. Wegen des japanischen Schränkchens kann ich keinerlei Auskunft geben; aber ich glaube nicht, daß sie es gekauft hat, denn ich bemerkte nie, daß sie für derlei Dinge eine Passion gehabt hätte, außerdem deckt sich die Summe, die man in ihrer Börse gefunden, ungefähr mit derjenigen, die ich ihr vor meiner Abreise zurückgelassen.“

Auf die Frage des Untersuchungsrichters, ob Madame Silberkoff außer ihm nicht noch andere Bekannte in Paris gehabt habe, die ihr das Kästchen geschenkt haben könnten, und falls nicht, ob nicht einer ihrer Londoner Freunde herübergekommen seien und sie aufgesucht haben möchte, wurde Koskavitsch sehr unruhig und verlegen und antwortete nicht sogleich. Erst auf die wiederholte Frage des Richters meinte er zögernd, Teska habe ihm oft gesagt, sie fürchte nichts so sehr, wie ein Zusammentreffen mit den Freunden ihres Gatten. Anfangs wollte sie mir einreden, sie fürchte sich, weil es lauter arme Teufel wären, die Anleihen bei ihr machen würden, später gestand sie mir jedoch, daß, daß . . .“, wieder hielt Koskavitsch verlegen inne und war erst auf eindringliche Mahnungen des Richters zu bewegen, in seinen Aussagen fortzufahren.

„Das arme Ding ist leider tot, und ich kann ihr durch meine Enthüllungen nicht mehr schaden. Nun denn, ihr Gatte gehörte einer gefährlichen Nihilistenbande in London an, ja, er war sogar der Führer derselben und Teska wußte um einige wichtige Geheimnisse. Es ist möglich, daß sie von einem Mitglied dieser Bande ermordet wurde, damit sie die Geheimnisse nicht verraten könne,“ schloß Koskavitsch, der nur mit großer Selbstüberwindung seine Aussagen abgegeben hatte.

„Ah, das ist nicht nur möglich, sondern sogar ganz sicher,“ rief der Richter wie elektrisiert. „Wann haben Sie Madame zuletzt gesehen?“

„Ungefähr eine Woche, ehe das Schreckliche geschah.“

„Hat Madame Verwandte in ihrer Heimat und kennen Sie deren Adresse?“

„Jedenfalls keine nahen, denn sie war Waise und ein einziges Kind. Die Adresse kenne ich nicht.“

Der Richter fand das in Anbetracht des Protektorverhältnisses, in welchem Koskavitsch zu der bewußten Dame gestanden, sehr merkwürdig.

„Wenn der Herr Untersuchungsrichter sich die Mühe nehmen wollte, ein wenig über die Sache nachzudenken, wird er finden, daß es durchaus nicht so merkwürdig ist, wenn ein junger Mann, der sich für eine Dame interessiert und ihre Hand durch Verbindlichkeiten zu gewinnen strebt, mit dieser über andere Dinge spricht, als über ihre Verwandtschaft. Was ging mich diese an? Je weniger ich von ihr erfuhr, desto besser. Es war mir ohnehin nicht gerade angenehm, zu wissen, daß ihr Gatte Nihilist gewesen und daß er es geworden, weil die russische Regierung seine nächsten Verwandten ungerechterweise nach Sibirien verbannt hatte. Und das ist alles, was ich weiß. Weitere Auskunft vermag ich beim besten Willen nicht zu geben. Ich will nur hoffen, daß es gelingen wird, des Thäters habhaft zu werden.“

Darauf wurde Koskavitsch entlassen. Selbstverständlich ließ die Polizei Nachforschungen darüber anstellen, ob die Aussagen des Doktors auf Richtigkeit beruhten. Der Direktor und die Kellner des genannten Hotels bestätigten, daß Madame Silberkoff so und so viele Tage mit ihrem allerliebsten Knaben dort gewohnt und daß Koskavitsch sie wiederholt besucht habe. Ebenso sagte der Besitzer des Pavillons auf dem Boulevard Lannes aus, daß ein schlanker, ältlicher, brünetter Russe denselben gemietet, pünktlich den Mietzins erlegt und den Kontrakt mit Doktor Koskavitsch gezeichnet habe. Tapezierer, Möbelhändler und sonstige Leute, die den Pavillon eingerichtet, stimmten damit überein, daß sie im Auftrage des Leibarztes des Grafen Pohitonoff die Arbeit vollführten und von diesem bar bezahlt wurden.

Die Polizei richtete ihr Augenmerk zunächst auf das Viertel, in welchem, wie es nur zu gut bekannt war, die Nihilisten wohnten, und machte den armen Burschen viel Sorgen und Scherereien. Die Annahme des Doktors, daß ein Nihilist den Mord begangen, damit Madame Silberkoff keines der Geheimnisse verraten könne, hatte viel für sich, aber welche Rolle spielte das verhängnisvolle japanische Kästchen dabei? Ohne das plötzliche Erscheinen und das ebenso plötzliche Verschwinden desselben wäre die Geschichte so einfach gewesen. Die Witwe eines Nihilisten wird von einem Nihilisten stumm gemacht — das ist nichts Seltenes. Aber das Kästchen, das sonderbare Verschwinden des Kästchens, wie soll man sich das erklären? Die Lösung dieses Rätsels verursachte den Richtern und der Polizei viel Kopfzerbrechen.

10. Feldaus verlassen den „Olymp“.

Graf Wladimir Pohitonoff hatte seinen Einfluß dahin geltend gemacht, daß die Auffassung und die gerichtlichen Aussagen Koskavitschs von dem Baron Feldau jeden Verdacht ablenkten. Daß er sich dieser Aufgabe mit großem Geschick entledigte, hat uns das vorhergehende Kapitel bereits gezeigt. Als Pohitonoff nach jenem Feldau vollständig entlastenden Zeugenverhör im „Olymp“ erschien, wurde er von allen Familienmitgliedern weit freundlicher als bisher empfangen. Isa, die in den letzten Tagen furchtbar viel gelitten und einen schweren Kampf mit sich gekämpft hatte, dankte ihm in warmen, herzlichen Worten für die Einhaltung seines Versprechens. Sie versprach ihrerseits, ihm eine treue, gute Gattin zu werden. Er müsse anfangs Geduld mit ihr haben, da sie ihre Liebe zu Eduard, die sie ihm ehrlich bekannte, nicht auf einmal aus ihrem Herzen reißen könne. Pohitonoff, von dieser Offenheit gerührt, schloß das tapfere Mädchen, das aus Kindesliebe auf ihr eigenes Glück verzichtete, in seine Arme.

„Machen Sie sie glücklich,“ bat Feldau mit thränenumflorter Stimme. „Ich weiß, was ich euch beiden verdanke! Hier, dieser Artikel ist heute in der „Egalité“ erschienen, und wenn ich nicht ohnehin schon gewußt hätte, aus welcher Gefahr mich Isas Opfermut gerettet, er hätte es mir vor Augen führen müssen. Lies Du ihn vor, Nelly, ich kann nicht.“

Und Nelly las:

„Ein Justizmord. Dieser Tage wurde ein unschuldig Verurteilter nach zwölfjähriger Haft aus dem Gefängnis entlassen. Man bedenke: zwölf Jahre für ein Verbrechen zu büßen, das man nie begangen! Giebt es etwas schwerer zu Ertragendes und Gutzumachendes, als einen solchen Rechtsirrtum? Und doch gehört er leider nicht zu den Seltenheiten. Die Richter wollen für das Verbrechen einen Schuldigen finden, und es scheint ihnen nicht immer viel daran zu liegen, ob das Menschenkind, welches sie verurteilen, auch wirklich schuldig ist. Sie haben sich eines armen Teufels bemächtigt, gegen den zufällig erschwerende Verdachtsmomente vorliegen, der aber, erfüllt von der anscheinenden Hoffnungslosigkeit des Bestrebens, diese Beweise zu entkräften, sich schlecht oder gar nicht verteidigt. Die Richter verwirren ihn mit Kreuz- und Querfragen — das Verbrechen ist einmal begangen worden, und jemand muß verurteilt werden. Beweise sprechen gegen ihn.“

„Abscheulich!“ rief Nelly empört. „Auch gegen Dich, Papa, hätten alle Beweise gesprochen. Gott sei Dank, daß das Schreckliche nun von Deinem Haupte abgewandt ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Fastnacht.

Skizze von Barbara van Blomberg. (Nachdr. verb.)

Frau von Adlerskron sah ängstlich zu ihrem Gatten auf. Das war ihr zur Gewohnheit geworden in ihrer fünfundzwanzigjährigen Ehe. Sie schwebte stets in unbestimmter Sorge vor irgend einer Entdeckung, denn zu verheimlichen hatte es stets etwas vor dem leicht erregten Gatten gegeben; schon damals, als er noch im . . . „Regiment“ gestanden. Da er nun seinen Abschied bekommen und sich allmählich darüber beruhigt hatte, wurde es für seine Frau auch nicht rosiger. Mit seltener Findigkeit entdeckte er passende Gelegenheiten, die Schale seines Zornes auszugießen. In stehender Aufregung hielten ihn die beiden Söhne, deren Garnisonen dabei weit entfernt lagen. Seit einigen Monaten aber hatte er ein besonders ausgiebiges Thema gefunden.

So hatte er sich auch eben wieder feuerrot geredet. Schon zum zehnten Mal zog er die Uhr und riß das Fenster auf.

„Ich sage es ja, sie kommt heute wieder unpünktlich!“

Frau von Adlerskron sah scheu zu ihrem Gatten empor. „Du solltest nicht so streng zu ihr sein,“ wagte sie einzulenken, „Trudchen ist unsere einzige Tochter und erst neunzehn Jahr. Es entsteht doch wirklich kein Unglück, wenn sie fünf Minuten zu spät kommt.“

Der Oberstleutnant, der wie ein eingekerkerter Löwe in dem kleinen Zimmer auf und abrannte, blieb plötzlich stehen.

„Es wird ein Unglück entstehen, ich sage es Dir. Meinst Du, ich bin so dumm und weiß nicht, daß dieser alberne Forstakademiker Müller ihr da den Hof macht! Es ist ja zum Lachen. So einer in unsere altadlige Familie, mein Schwiegersohn, so einer! Müller, ein Parvenü, ein reicher Kaufmannssohn. Ich als Schwiegervater, der ich Page beim hochseligen alten Herrn war, der ich



Die kleine Schmeichlerin. (Mit Text.)
Nach dem Gemälde von W. Bouguereau.

Siebzig als Offizier mitgemacht, wo der hochselige alte Herr nach der Schlacht von Sedan zu mir gesagt — —"

„Ich weiß ja, Karl, ich weiß," fiel seine Frau sehr sanft ein, „es war ein stolzer Tag für Dich und Deine Familie, ich habe es nicht vergessen."

„Aber meine Devise scheinst Du zu vergessen," grollte der Oberstleutnant weiter, „denn ich hab es längst bemerkt, daß Dir dieser reiche Bürgerliche recht ist!"

Sie senkte schuldbewußt den Kopf. — Noch gestern hatte sie der Tochter zugeredet und zwar mit guter Ueberlegung. Es mußte doch schön sein, in wohlhabende Verhältnisse zu kommen. Aber das junge Ding hatte ganz die Ansichten des Vaters, und ihr unverständiges Herz hatte sich einem jungen Baron zugewandt, von dessen näheren Verhältnissen sie keine Ahnung hatte. Aber davon durfte der Oberstleutnant nichts wissen.

„Guck Dir die Devise nur genau an da oben, daß Du sie besser behältst, Luise!"

Frau von Adlerskron seufzte und sah zu dem Wappen auf. „Arm aber adlig," stand groß darunter. Sie kannte das nur zu gut. Ihr ganzes Leben hatte darunter gestanden. Der Spruch schien ordentlich triumphierend auf die fadenscheinigen Möbelbezüge mit den großen, goldgestickten Kronen herabzusehen.

Der Oberstleutnant griff schnell entschlossen zu seinem Hut.

„Ich gehe jetzt und mache der Sache ein Ende. Kann mich nur freuen, daß wir den Ball der Forstakademiker zu morgen ausgeschlagen, Freund Oertzens Ansage kommt mir sehr gelegen dafür. Meine Tochter ist viel zu gut, um mit den Grünröcken rumzuhopsen, die meisten sind nicht mal von Familie. Ich will keinen Verkehr mit den Forstonkels!"

Er verabschiedete sich eilig. Schnellen Schrittes ging er dann der Eisbahn zu. Es war ein herrlicher Wintertag. Die Sonne strahlte vom lichtblauen Himmel herab auf all das schneeige Weiß ringsum. Welch ein lustig buntes Durcheinander auf der spiegelglatten Bahn. Vergeblich spähte der Oberstleutnant nach der schlanken Trude, ein Finden war in diesem Wirrwarr unmöglich.

In der hintersten Ecke der Eisbahn beendete man soeben eine Quadrille. Eine hübsche, frische Blondine entzog ihrem Partner in der grünen Forstuniform unfreundlich die Hand.

„Ich muß fort, Herr Müller, adieu, mein Vater wartet." Sie wandte sich eilig. Da fühlte sie sich plötzlich leicht gefaßt und im rasenden Tempo durch die Menge geschoben. Erschrocken schaute sie rückwärts und sah mit heißem Glücksgefühl in zwei warm aufleuchtende Augen.

„Nicht böse sein, gnädiges Fräulein," bat Baron von Reckenburg, „es war der einzige Moment, wodurch ich Sie allein sprechen kann. Denken Sie nur, ich habe ja heut die Berufung zum Oberförster nach Wildnow bekommen, ist es nicht herrlich? Uebermorgen muß ich aber schon fort, und doch habe ich Ihnen noch so viel zu sagen. Ich spreche Sie doch morgen auf unserem Ball? Sie kommen doch?"

„Ich kann nicht!" flüsterte sie errötend, „so gern ich auch möchte, mein Vater bekommt morgen abend Besuch."

Schon waren sie am Ufer. Der Oberstleutnant hatte sie bemerkt und stand mit sehr abweisendem Gesicht vor dem jungen Paar. Er grüßte kaum und überhörte des jungen Barons eiliges Vorstellen. „Eile Dich, Trude, sagte er kurz, „es ist sechzehn Minuten über vier Uhr."

Nach wenigen Sekunden ging er mit ihr die Straße herab. „Wagt dieser — Müller auch schon, sich mir vorzustellen," sagte er mit schneidender Kälte.

Seine Tochter lächelte. „Es war nicht Müller, sondern Baron von Reckenburg."

„Reckenburg? Aus Gnesen — Friedrich von Reckenburg?"

„Ja, Vater, er war hier vier Wochen auf Besuch."

„Das muß der Sohn meines alten Kadettenkameraden sein, das war ein hervorragender Mensch! Hätte ich nur geahnt, daß das sein Sohn war. Warum hast Du nie den Namen genannt?"

„Er ist Forstassessor, Vater, und von den Herren magst Du nicht gern hören. Er geht auch schon übermorgen für immer fort."

„Hm," brummte der Oberstleutnant, „schade, den hätte ich gern kennen gelernt, nun ist's zu spät."

„Zu spät," dachte Trudchen traurig, „morgen kann er mich nicht auf dem Ball sprechen, nun ist alles vorbei."

Zwei große Thränen rannen ihr über die frischen Wangen.

* * *

Das war ein Leben in den Straßen am Faschingstag! War man denn wirklich in Norddeutschland, wo man für Fastnacht wenig Verständnis hat? Ueberall eilen die Herrn Forstakademiker in Kostümen und Masken zum Sammelplatz. Die lärmende Straßenjugend hinterher. — Die Einwohner der kleinen Stadt lagen schon stundenlang in den Fenstern, um nur nicht den Moment des Umzuges zu versäumen.



Nur von Adlerskrons war nichts zu sehen. Den ganzen Tag liefen die beiden Damen geschäftig durch die Zimmer, überall vom Oberstleutnant verfolgt.

„Also punkt vier kommt Kamerad Oertzen. Er ist sehr verwöhnt, daß blos alles bequem und nett für ihn ist."

Diesen Ausspruch hatte Herr von Adlerskron heut mindestens schon zum zehnten Mal gthan. Das Fremdenzimmer mußte ganz umgeräumt werden, und da man nur mit einem Vormittagsmädchen wirtschaftete — der Billigkeit halber — hatte das seine Schwierigkeiten.

„Aber nicht protzen wollen," predigte der Oberstleutnant in der Küche, „ein guter Braten zum Abend genügt, nur alles hübsch arrangieren, darauf sieht Oertzen. Aber mit dem Getränk ist's mir zweifelhaft, er ändert so oft seine Gewohnheit, früher

blos Portwein, dann Mosel- oder Rheinwein, mal Rotwein, das letzte Mal nur Thee, also von allem muß etwas da sein. Da wir abends keinen dienstbaren Geist haben, müssen wir ja mit allem versehen sein, daß nur keine Verlegenheitsauftritte kommen!"

„Ja, ja," wiederholte Trudchen mechanisch und ihre Gedanken flogen weit fort.

„Hübsch anziehen, meine liebe Trude, begann der Vater von neuem, „mein Freund Oertzen sieht gern was Nettes."

„Ja, ja —"

„Jetzt kannst Du übrigens mit zum Bahnhof kommen, Trude, Oertzen ist sehr empfänglich für solche Aufmerksamkeiten."

Das war doch zu arg, Trudchen konnte kaum die Thränen zurückhalten, nun würde sie noch den Umzug verpassen und konnte nicht einmal mehr in Reckenburgs leuchtende Augen sehen.

Doch sie wagte keinen Widerstand, nach einer halben Stunde sah sie mit dem Vater dem heranbrausenden Zug entgegen.

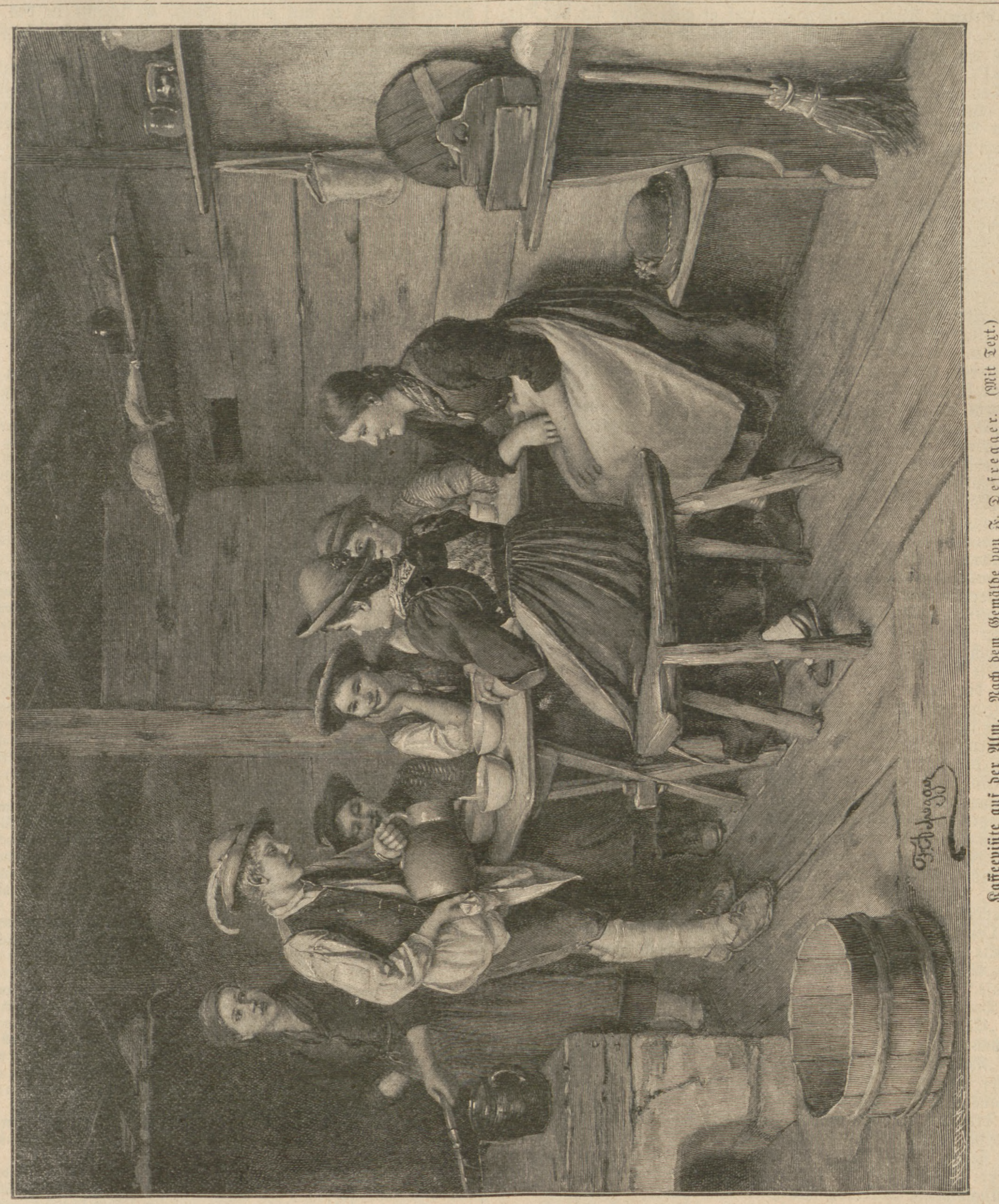
Ein sehr jugendlich gekleideter Herr sprang elastisch heraus und umarmte im nächsten Moment den Oberstleutnant.

„Reizend," rief Oertzen dabei immer wieder, „zu reizend, alter Junge." Und Trudchen gewahrend, küßte er ihr galant die Hand.

„Zu liebenswürdig," versicherte er, „hätte gar nicht erwartet, daß gnädiges Fräulein mir entgegenkommen würde, weiß ich doch zu genau, was für'n alter, uninteressanter Knabe ich bin."

Sein heller Paletot mit dem koketten Hütchen streiften ihn etwas Lügen. Schon auf der Fahrt unterhielt Oertzen die beiden trotz des Droschkengerüttels sehr lebhaft.

Als sie zum Markte kamen, hielt Trudchen scheu eine eilige Umschau. Ihre Augen leuchteten hell auf.



Kaffeevisite auf der Alm. Nach dem Gemälde von F. Defregger. (Mit Text.)
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Der bunte Zug hielt noch zum Abmarsch bereit.

Da — ein Paukenschlag — lärmende Marschmusik — Geschrei und übermütiges Hurrarufen. Der erschrockene Droschkengaul galoppierte im Carrière vorwärts, die Insassen des Wagens bekamen einen gewaltigen Stoß, und Oertzen umarmte seinen Freund zum zweiten Mal — doch jetzt unfreiwillig. —

Einen Moment schaute er verdutzt in des Oberstleutnants wütendes Gesicht, der diese Gelegenheit sehr passend fand, die Schale seines Zorns auszugießen, doch dann schaute Oertzen um sich und übersah die Situation.

„Reizend, Kinder, großartig," rief er ganz außer sich vor Vergnügen, „hier giebt's ja Fastnacht, hier in Norddeutschland, das ist ja wie bei uns in Köln. — Still halten, Kutscher, das muß ich sehen!" Er sprang auf, sein Gesicht strahlte.

Der bunte Zug kam vorüber, die Musik begann, alles lärmte und schrie, schwenkte die Tücher. Im Nu wandte sich ein förmlicher Blumenregen zur Droschke. Oertzen fing die Sträuße mit seinem Hut auf und rief ausgelassen in die Menge. Zwei Clowns sprangen plötzlich auf das Trittbrett, er umarmte sie übermütig und schrie „Vivat."

Jetzt ertönte ein allgemeines, brausendes Hurra.

Der Fastnachtkönig im phantastischen Gewande wurde von Rittern in blitzenden Rüstungen getragen. Der jugendlich schöne König grüßte lebhaft nach allen Seiten.

„Hurra," rief Oertzen begeistert, „es lebe der Faschingskönig, hurra!"

Mit leuchtenden Augen grüßte derselbe zur Droschke und warf der glücklichen Trude eine flammendrote Rose in den Schoß.

Der Zug eilte vorüber.

Oertzen aber rief aufgeregt: „Wer war der König, Kamerad, so 'ne Prachtfigur, so 'ne famose Erscheinung, und dabei mir so bekannt, ich zerbrach mir den Kopf, den muß ich kennen."

„Baron von Reckenburg ist es," sagte Trude, feuerrot werdend.

„Natürlich, der mußt' es sein! Der Sohn von unserm Kadettenkamerad, ein Prachtkerl, der Junge. Ei, gnädiges Fräulein, ja das wär was für die Zukunft, was Solides, Gutes und Steinreiches dazu."

„Könnte mir auch passen," schmunzelte Adlerskron, von Oertzens Laune angesteckt, „aber es ist nicht möglich, er geht jetzt fort von hier."

Oertzen war schon wieder bei einem andern Thema. „Die Clowns, Kamerad, so was Fesches, da war Schneid drin!"

Oertzen war wie berauscht, der heimatliche Brauch rief alle Erinnerungen bei ihm wach, und er kramte sie alle aus. Als die Herrn längst bei einer guten Cigarre im Dämmern saßen, war er noch auf das lebhafteste bei dem Thema.

Die Stunden enteilten. Es war dicht vor dem Abendbrot. Aus der Ferne tönte verworrenes Geschrei und Lachen herüber, der Zug hatte sich längst aufgelöst, und die Masken eilten in die ihnen bekannten Häuser, um sich weiter zu amüsieren.

Trudchen seufzte ein wenig, hier konnte ja niemand herkommen, des Vaters Antipathie gegen die Forstherrn war zu bekannt.

Ein angenehmer Bratenduft zog lieblich durch die kleinen Räume, und Frau Oberstleutnant erschien, um zu Tisch zu bitten, da sagte der Oberstleutnant verbindlich: „Nun, lieber Oertzen, was trinkst Du jetzt, Rhein- oder Moselwein, Du brauchst nur zu befehlen."

„Ich würde gern um was anderes bitten," sagte Oertzen mit süß-saurer Miene, „aber Wein ist mir ganz verboten, vertrag ihn nicht, schlägt mir so auf die Magennerven — ich bitte also um Selterswasser."

Oertzens liebenswürdige Wirte sahen sich verdutzt an, dann winkte der Oberstleutnant seiner Tochter und sie gingen hinaus.

„Was nun, Trude, wir haben keine Flasche von dem Zeug im Hause."

Doch Trudchen warf energisch den hübschen Kopf zurück.

„Einen Moment Geduld, Väterchen, ich beschaffe es, ich laufe in das Hotel herum und lasse einen Korb voll herbringen."

„Das ist ein Gedanke! Aber schnell, Kind, noch ist's ruhig in dieser Straße, die Masken sind noch weit. Ich sehe zum Fenster hinaus, daß Dir nichts zustößt."

Trudchen enteilte, tiefste Dunkelheit herrschte auf der ruhigen Straße, da trat plötzlich aus dem Nachbarhaus eine hohe Gestalt auf sie zu. Schon wollte sie erschrocken zurück, da hörte sie ein Wort: „Trudchen!" Wie gebannt blieb sie stehen und ließ dem Fastnachtkönig willenlos ihre zitternden Hände.

Der Oberstleutnant starrte in die Dunkelheit und lauschte hinaus. Kein Ton — kein Laut. Minute auf Minute verrann, sie mußte längst zurück sein, — er rief ein — zweimal — alles still. — Das war unheimlich, ja ängstlich, da war etwas passiert. Er mußte nach. Eine unklare Ideenverbindung brachte ihn auf Müller, den verhaßten Plebejer. Das Blut schoß ihm zu Kopf, er war außer sich. Er riß die Thür auf nach nebenan und alarmierte die beiden Ahnungslosen. Im nächsten Moment eilten die drei mechanisch die Treppe herab.

Der Oberstleutnant riß die Flurthür auf und blieb wie erstarrt stehen. Der Faschingskönig mit der glückstrahlenden Trude im Arm stand vor ihm auf der Schwelle.

Oertzen stürzte ihm entgegen. „Reckenburg, mein lieber Junge, Sohn meines Freundes!"

Trudchen eilte in die Arme ihrer Mutter.

Dem Oberstleutnant war es wirr zu Sinn, aber merkwürdig leicht dabei. Wie thöricht von ihm, daß er an Müller gedacht, den, und die Tochter eines Adlerskron, der Page beim hochseligen alten Herrn gewesen! Reckenburg, der paßte zu ihr und zur Familie, das sah er mit einem Blick. Er schaute in des jungen Barons frisches, ehrliches Gesicht, das von Siegesglück und doch von Bescheidenheit verklärt war.

„So mag ich ausgesehen haben, als nach der Schlacht von Sedan —" doch er unterbrach seinen Gedankengang plötzlich, und mit dem eigenen Humor, der so selten bei ihm durchbrach, sagte er: „Das übrige kann sich wohl auch eine Treppe höher abspielen —" damit schritt er ruhig die Stufen herauf.

Es wurde eine glückliche Fastnacht bei Adlerskrons.

Oertzen verzichtete sogar auf das Selterswasser und ließ sich mit Hochgenuß den funkelnden Rheinwein in den Römer gießen.

„Reizend war es," pflegte er nach Jahren zu erzählen, „zu reizend, von da ab hab' ich auch wieder Wein vertragen, schlägt mir ja nicht mehr auf die Magennerven." —

Kriegserlebnisse einer edlen deutschen Frau jenseits des Oceans.

Nach Tagebuchblättern und Briefen von B. Emil König.

Es war im März des Jahres 1776 — also zu jener trüben Zeit, als einzelne deutsche Herrscher ganze Regimenter Soldaten mit Offizieren und allem, was dazu gehörte, an die Engländer zur Unterdrückung des Aufstandes in den damals noch englischen Kolonien, aus welchen sich die heutige Nordamerikanische Union entwickelte, verkauften — als auch General von Riedesel, der Befehlshaber der von Braunschweig verkauften Hilfsvölker, mit denselben einer dunklen Zukunft entgegensegelte. Schwer war ihm der Abschied von seiner Gemahlin und von seinen drei lieblichen Töchterchen geworden; aber er hatte sie, dem Gebote einer harten Pflicht folgend, vorläufig in Europa zurücklassen müssen, da Frauen und Familien die verkauften deutschen Landeskinder nicht begleiten durften.

Indessen am 1. Juni desselben Jahres, dem Tage des Eintreffens des Generals in Quebec, war auch seine Gattin mit den Kinderchen, von denen das jüngste kaum dreiviertel Jahr und das älteste fünf Jahre alt waren, bereits in London eingetroffen, um dem Gatten und Vater nachzueilen auf die Schlachtfelder und in die Garnisonen der „Neuen Welt."

Die Seereisen jener Tage sind nicht mit denen der Neuzeit zu vergleichen. Sie wurden auf Segelschiffen zurückgelegt und waren langwierig und ungleich gefahrvoller, als sie es heute sind. Auch gab es damals nicht so häufige Ueberfahrtsgelegenheiten über den Atlantischen Ocean, als in der Gegenwart. So kam es denn, daß die Generalin mit ihren Kindern, namentlich auch noch durch eine Reisegefährtin aufgehalten, bis zum April 1777 in London verweilen mußte. — Inzwischen verzehrte die Sehnsucht nach den Seinen den wackeren General fast. In einem Briefe vom 12. September (1776) an seine Gemahlin macht er seinen Gefühlen in folgenden Worten Luft:

„Welch Vergnügen würde es für mich sein, wenn ich, da wir im Oktober Winterquartiere beziehen werden, dann in Ruhe Deine und der Kinder Gesellschaft genießen könnte! Das würde mir über alles gehen! Aber wo magst Du jetzt sein? Vielleicht mitten auf der See! Ach! Vielleicht in Gefahr! Wie manche Nacht bringe ich mit solchen Sorgen um Dich zu! Aber Gott wird mich, wie ich hoffe, bald aus dieser Angst reißen und mir die Freude schenken, Dich in meinen Armen zu sehen!"

Frau v. Riedesel hatte in Deutschland eine zärtlich liebende Mutter zurückgelassen, von der sich zu trennen ihr so unendlich schwer gefallen sein würde, so daß sie mit ihren Kleinen heimlich abgereist war.

In ihrem Abschiedsbriefe an die Mutter heißt es:

„Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, mich von Ihnen zu trennen und noch dazu auf eine so lange Zeit. Und doch brachte mich die Befürchtung, daß Sie mich bitten möchten, in Deutschland zu bleiben, zu dem Entschluß, nicht persönlich Abschied von Ihnen zu nehmen, denn es wäre mir — da mir der beste, der zärtlichste Mann erlaubt, ihm zu folgen — unmöglich gewesen, dieser Bitte zu willfahren. Pflicht, Gewissen und Liebe gestatten es mir nicht. Es ist ja die Pflicht der Frauen, alles zu verlassen und dem Manne zu folgen."

Aber noch im Jahre 1777 harrte der General schmerzlich der Ankunft der Seinen, wie aus einem um diese Zeit geschriebenen Briefe hervorgeht, in welchem es heißt:

„Schon seit vier Wochen habe ich mit der größten Ungeduld Dich erwartet und muß nun, da Deine Flotte so lange ausbleibt, abreisen, ohne die Freude gehabt zu haben, Dich zu sehen. Das schmerzt mich unaussprechlich. Da es aber doch nun einmal nicht zu ändern ist, so will ich nicht murren, denn es ist Gottes Wille, der alles am weisesten und mehr für unser eigenes Beste zu lenken weiß, als wir oft glauben."

Inzwischen befanden sich seine Lieben seit dem 16. April auf dem Meere, wo namentlich die beiden ältesten Töchter von fünf und drei Jahren hart an der Seekrankheit darniederlagen. Sie ertrugen indes ihre Leiden mit Geduld, und wenn die zärtliche Mutter sie fragte: „Wollen wir nicht lieber nach dem festen Lande umkehren?" so riefen beide: „Nein, nein! Wir wollen ja unsere

Krankheit gern ertragen, wenn wir nur zu unserem lieben Vater kommen!" — Niemals schlummerte sie ein, ohne zuvor für den Vater gebetet zu haben!

Endlich erreichten Mutter und Kinder amerikanischen Boden, trafen am 11. Juni gesund und frohen Mutes in Quebec ein und eilten schon am folgenden Tage dem Vater in einem Wagen nach.

Aber auch das Reisen zu Lande im 18. Jahrhundert war mit den heutigen Landreisen nicht zu vergleichen, zumal in dem damals noch unwirtlichen Amerika. Das Fuhrwerk war eng und klein und die Wege waren holprig und gefahrvoll. Deshalb band die sorgsame Mutter die zweite Tochter im Wagen fest, die jüngste nahm sie auf den Schoß und die älteste saß ihr zwischen den Knieen. So ging es im Sturm und Regen mit möglichster Eile vorwärts.

Mehrfach hemmten wilde Ströme ihren Weg, über welche sie in gebrechlichem, aus Baumrinden zusammengestücktem Kahne setzen mußten. — Die mutige Frau berichtet selbst hierüber:

„Es blieb mir nichts weiter übrig, als dennoch die Fahrt zu wagen. In einem Winkel des Kahns auf dem Boden sitzend, hatte ich meine drei Kinder auf dem Schoße. Meine drei Leute saßen auf der anderen Seite. Man mußte das genaueste Gleichgewicht zu erhalten suchen. Das erfuhr ich aber erst, als die größte Gefahr eintrat. Ein schrecklicher Sturm mit Hagel überfiel uns mitten in den Fluten. Fritzchen (so nannte die Mutter ihr zweites Töchterchen) geriet in Angst, schrie erbärmlich und wollte aufspringen. Da sagte der Schiffer: „Die geringste Bewegung bringt den Kahn zum Umschlagen, und dann sind wir alle verloren!"

Gottes Hilfe wurde ihnen jedoch sichtlich zu Teil und ließ sie alle Gefahr glücklich überwinden. Sie erreichten Trois-Rivières, wo sie zu ihrer unaussprechlichen Freude die ersten Braunschweiger vorfanden. Sie ruhten die Nacht über aus und setzten dann in schrecklichem Wetter die Reise fort.

In Chambly fanden sie glücklich den heißersehnten Gatten und Vater. Die Wonne des Wiedersehens ließ sie alle die überstandenen Mühseligkeiten vergessen. Allein schon nach zwei Tagen schlug die Trennungsstunde von neuem. Der General mußte dem Feind entgegenrücken und die Seinen nach Trois-Rivières zurücksenden.

„Ach," — schrieb damals die edle deutsche Frau in ihr Tagebuch — „es ist gewiß, daß man bei Gefahren für eine Seele, die man liebt, abwesend mehr leidet, als wenn man ihr nahe ist. Deshalb ließ ich auch nicht nach mit Bitten, mein Mann möchte mir doch erlauben, zu ihm zu kommen."

Endlich wurde ihr gestattet, dem Gemahl mit den Kindern folgen zu dürfen, und nun begannen für dieselben neue Reisebeschwerden.

Man landete an einer unwirtbaren Insel, auf welcher über Nacht ein Schuppen ihr Obdach, Laub und Gras ihre Lagerstätte bildeten. Es mangelte ihnen an Lebensmitteln, und um den Hunger ihrer Kinder zu stillen, bat die sorgsame Mutter einen Soldaten, der in einem Topfe Kartoffeln kochte, um eine kleine Gabe für ihre Töchter. Freigebig schenkte ihr der Brave die Hälfte seines Reichtums.

Bei hereinbrechender Nacht zündete man zum Staunen unserer Reisenden mächtige Feuer an und machte bis zum Morgen gewaltigen Lärm, und als sich die Generalin nach der Ursache erkundigte, erfuhr sie, daß man auf der Klapperschlangeninsel übernachtet und die gefährlichen Schlangen durch Feuer und Lärm zu verscheuchen sich bemüht habe. Darnach ruderte man über den Chamblain-See, und erst am 14. August erreichte die Generalin ihren Gemahl nach langen, beschwerlichen Märschen in den unwirtlichsten Gegenden im Fort Eduard. Dort rasteten die Truppen einige Wochen, und die Familie verlebte glückliche Tage.

Allein nur zu bald verdüsterte sich der Blick in die Zukunft wieder! Das Heer der Amerikaner unter dem General Gates, das sich bedeutend verstärkt hatte, traf Anstalten, die Engländer zu umzingeln und ihnen den Rückzug nach Kanada abzuschneiden. Am 19. September begannen die Angriffe, und bei Freemans-Farm stieß General von Riedesel mit dem Feinde zusammen.

Seine Gemahlin war Augenzeuge des Treffens. Sie schreibt darüber: „Da ich wußte, daß mein Mann hier im Feuer stand, zitterte ich über jeden Schuß, den ich hörte. Ich sah eine Menge Verwundeter; drei derselben brachte man in das Haus, in welchem ich mich aufhielt."

Einer derselben, Young mit Namen, ein neunzehnjähriger junger Mann und einziger Sohn wackerer deutscher Eltern, starb nach einigen Tagen trotz der sorgsamen Pflege der menschenfreundlichen Generalin, und wie er, starb noch mancher deutschen Mutter Kind jenseits des Oceans und ferne der Heimat für fremde Interessen an fremde Machthaber verkauft.

„Da er (Young) neben meinem Zimmer lag," heißt es im Tagebuche der Generalin, — „so konnte ich deutlich seinen letzten Seufzer durch die dünne Scheidewand vernehmen."

Unter fortwährenden Gefechten suchten die Engländer durch dichte, unabsehbare Waldungen zu dringen, um der Umzingelung der Amerikaner zu entgehen. Allein das war ein vergebliches Beginnen.

Am 7. Oktober unternahm der Feind plötzlich einen überaus heftigen Angriff. Die Generalin schreibt darüber:

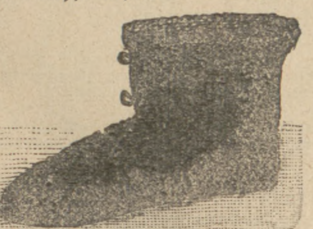
„Es war eine schreckliche Kanonade! Ich war mehr tot als lebendig. Gegen drei Uhr nachmittags, anstatt daß meine Gäste — da für heute ein freundschaftliches Mittagessen verabredet gewesen war — hätten ankommen sollen, brachte man mir auf einer Trage den armen General Fraser tödlich verwundet. — Unser Tisch, der schon gedeckt war, wurde hinweggenommen und an dessen Stelle des Generals Totenbett gesetzt. Der Gedanke, daß man mir jeden Augenblick auch meinen Mann so bringen könnte, quälte mich entsetzlich und unaufhörlich. Wiederholt hörte ich den britischen General, dem die Kugel durch den Leib gegangen war, ausrufen: „Ach, verwünschte Ehrsucht!" — Armer General! Arme Frau Fraser! — Ich betete ihm vor. — Am folgenden Morgen war er verschieden. — Währenddessen wußte ich nun gar nicht mehr, wo ich hin sollte. Alles im Hause lag voller Ruhrkranker. Endlich gegen Abend sah ich meinen Mann ankommen. Da vergaß ich alle Leiden und dankte Gott, daß er ihn mir erhalten hatte!"

(Schluß folgt.)



Gestrickter Kinderschuh.

Der Schuh ist sehr behaglich weich und warm; er eignet sich sowohl für das Zimmer, als auch zum Ueberziehen im Wagen und Schlitten. Das Modell war aus roter und schwarzer Zephyrwolle in Lockenstrickerei hergestellt; die schwarze Wolle ergiebt das Futter — die Locken — und zeigt sich auf der Oberseite als kleine Nuppchen. Der uns vorliegende Schuh hat eine Sohlenlänge von 19 Centimeter, wir geben nachfolgend die Maschenzahl und Strickreihen für diese Größe an, man wird danach jede andere leicht berechnen und herstellen können. Man beginnt an der Spitze, schlägt 11 M. an und strickt stets rechts. Man arbeitet mit der roten Wolle 3 Reihen; am Ende der 2ten und 3ten Reihe nimmt man je 1 Masche zu. 4te Reihe: 2 Maschen mit roter Wolle stricken, den Strickfaden fallen lassen, den Faden der schwarzen Wolle 2 mal um einen Finger wickeln, die Nadel durch die nächste Masche leiten und die umgewickelten schwarzen Faden durchholen, den roten Faden hinter der Locke herleiten und nun wieder 1 Masche mit diesem stricken u. s. w. abwechselnd: 1 Locke durchholen, 1 Masche rot stricken. Am Schluß der Reihe jedoch ebenso wie zu Anfang 2 Maschen rot. Am Ende jeder Musterreihe schneidet man den schwarzen Faden ab. In dieser ersten Musterreihe hat man 5 Locken. Für das Fußblatt wiederholt man die 4 Reihen noch 7 mal. In jeder Musterreihe bildet sich eine Locke mehr, da man in der 2ten und 3ten Reihe je 1 Masche zunimmt; die letzte Musterreihe des Fußblattes zählt also 12 Locken. Man strickt nun noch 3 Reihen rot mit Zunehmen wie gewöhnlich; von der 4ten Reihe: 2 M. rot, 5 Locken. 2 Maschen rot und schlägt dann für die eine Hälfte des Schaftes 16 Maschen neu auf. Jede 4te Reihe ist bei dem Schaft ebenso wie bei dem Fußblatt eine Musterreihe. In jeder 2ten Reihe nimmt man zu Anfang an der der Sohle zugekehrten Seite eine Masche zu und zu Ende eine Masche ab. Dadurch erhält sich die gleiche Maschenzahl für den Schaft und das Muster versetzt sich. Jede Musterreihe im Schaft zählt: 2 rot, 13 Locken, 2 rot. Nach 11 Musterwiederholungen ist bei dem Modell der Schaft durch Abketteln geschlossen. Die zweite Hälfte des Schaftes arbeitet man wie die erste; am Hacken näht man beide Teile zusammen. Den oberen Stiefelrand mascht man schließlich auf und strickt 14 Reihen, welche auf der Oberseite rechts erscheinen und sich nach außen umrollen. Längs der für den Schaft aufgeschlagenen Maschen häkelt man her und bildet damit zugleich an einer Seite 2 Knopflochschlingen, ihnen entsprechend setzt man auf den zweiten Rand schwarze Knöpfe. Eine starke Filzsohle ist mit überwendlicher Naht an die Strickarbeit befestigt und innen mit einer lose gehäkelten, gleich großen, roten Sohle bedeckt.


Gestrickter Kinderschuh.



Das neue Stadtkrankenhaus in Dresden. Ein äußerlich imposanter und innen mit allen Anforderungen der modernen Krankenpflege ausgerüsteter Neubau ist das am 2. Dezember in Dresden eröffnete Stadtkrankenhaus Johannstadt. Die Anstalt, die in mancher Beziehung obenan von allen derartigen Instituten in Deutschland stehen dürfte, umfaßt drei Abteilungen. Die erste, die Abteilung für innere Krankheiten, steht unter der Leitung des Herrn Medizinalrats Dr. Schmaltz. Die zweite, die chirurgische Abteilung, leitet Herr Generalarzt Dr. Credé; der dritten, der Abteilung für Augenkrankheiten, steht als Oberarzt Herr Dr. Herrmann Becker vor. Das Areal des neuen Stadtkrankenhauses umfaßt eine Fläche von 63415 Quadratmeter oder rund 6,34 Hektar. Davon sind gegenwärtig 11,844 Quadratmeter bebaut worden.

Die kleine Schmeichlerin.

Wart' du kleines Schmeichelkätzchen,
Glaubst mit deinen Liebesmätzchen
Jedes Ziel bald zu erreichen,
Und mein Herz schnell zu erweichen.

Will mich diesmal standhaft zeigen,
Mich nicht deinem Willen beugen.
Will dem Schmeicheln widerstehen
Und die eig'nen Wege gehen.

Schmeichelkätzchen naht schon wieder
Sucht mit herz'gen Kinderliedern,
Und mit Küssen, Liebesgirren,
Meinen Vorsatz zu verwirren.

„Sag', was liegen dir für Schmerzen
Auf dem kleinen Kinderherzen?
Sag', was ist dein heiß Begehren,
Welchen Wunsch soll ich erhören?

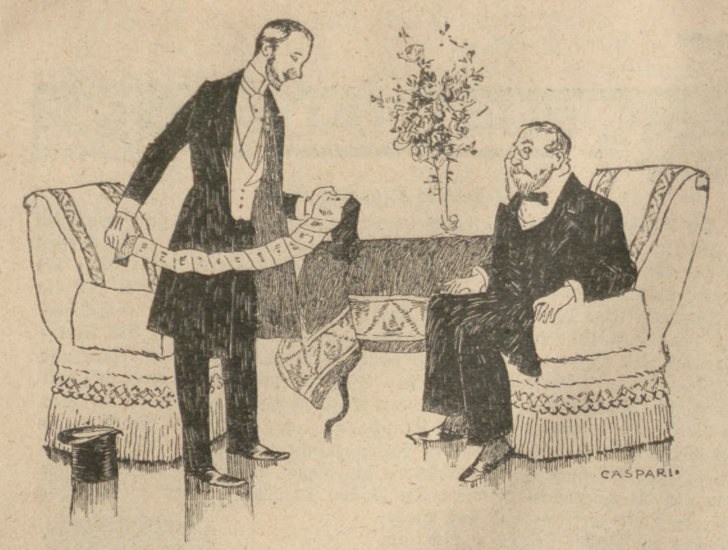
Schmeichelkätzchen legt dann bange
Ihren Mund an meine Wange
Und beginnt dann schüchtern, leise,
So nach Kinderart und Weise:

„Schwesterchen! in deiner Nähe
Ich mein einzig Glück erspähe;
Bei dir ist das beste Plätzchen,
Gönn' es deinem Schmeichelkätzchen.

Willst du aber mir bereiten
Große Freud' für alle Zeiten,
Mußt du meiner auch gedenken,
Und mir diesen Apfel schenken."

Dora Staubach.

Kaffeevisite auf der Alm. Kein deutscher Maler, als Franz von Defregger, kann sich rühmen, so unübertrefflich wahre und zugleich edle und schöne Menschen auf die Leinwand gezaubert zu haben, denen man alle Wirkungen des Charakters und Standes, der sie umgebenden Natur wie ihrer besonderen



Papa: „Es thut mir leid, Herr Liebreich, Ihre Werbung um die Hand meiner Tochter ablehnen zu müssen, sie ist bereits vergeben; meine Tochter wird sich morgen mit Herrn Assessor Fix verloben!“

Der abgewiesene Freier: „Das schmerzt mich tief, Herr Kommerzienrat. Aber dann erlauben Sie mir wenigstens, Ihnen unsere neueste Musterkarte vorzulegen, ich reise nämlich zufällig für ein Brautausstattungsgeschäft.“

Verhältnisse so genau ansähe, daß man beinahe das Dorf bestimmen kann, wo sie herstammen. Dabei hat er allein einen größeren Reichtum an den verschiedensten Charakteren, als sämtliche niederländische Bauernmaler zusammen, die ja immer — wie das alte Lustspiel — mit stehenden Figuren arbeiten. In der schlichten Lauterkeit des Gefühls, in der Abwesenheit alles Sentimentalen oder Theatralischen kann sich wohl niemand mit Meister Defregger messen. Heute führt er uns auf eine Alm, wo die Kreszenz, die Sennerin von der Raffelalm, ihren Kolleginnen von den benachbarten Alpenwirtschaften ein Kaffeekränzchen giebt. Die Honneurs macht der Quandler Bastl, der Viehhirt, der auch das Kaffeeeinschenken besorgt, während die Kreszenz am Herde die Pflichten der Hausfrau erfüllt. Zuerst wird, wie das auch bei den Städtern Brauch ist, ganz gehörig getratscht, und, wenn dann das ganze Thal — Männlein und Weiblein — durchgehechelt ist, tritt der Gesang, besonders der Jodler, und sodann der Tanz, ein urwüchsiger Schuhplattler, in seine Rechte. Zum Schluß produziert sich der Bastl im Schnalzen mit der Peitschen. Wenn sich in der Abenddämmerung die Kaffeegesellschaft auf den Nachhauseweg begiebt, wird „Gejuherzt,“ daß es in den Bergen kräftig widerhallt. St.



Sicheres Zeichen. „Glauben Sie, daß Meier Ihre Tochter wirklich aus Liebe geheiratet hat?“ — „Natürlich — wie ich ihm die Mitgift ausbezahlte, habe ich ihm tausend Mark weniger gegeben — und er hat's gar nicht gemerkt!“

Ein teurer Schwiegersohn. „Aus alledem, Herr Leutnant, entnehme ich, daß Sie mein Schwiegersohn werden wollen.“ — Leutnant: „Warum nicht, wenn Sie sich das leisten können!“

Barmherzig. Mutter: „Fritzchen, wo ist das Stück Kuchen geblieben, das hier auf dem Tische lag?“ — Fritzchen: „Das hab' ich einem hungrigen Jungen gegeben!“ — Mutter: „Sehr brav, Fritzchen! Hier hast Du etwas zur Belohnung! Wer war denn aber der kleine, hungrige Junge?“ — Fritzchen: „Ich!“

Verständliches Deutsch. In den dreißiger Jahren d. v. J. entstand wegen des Eigentumsrechtes an einem am Seminar in Tübingen stehenden Brunnen ein Prozeß. Es wurde beschlossen, einen alten Pedell des Stiftes um seine Meinung zu fragen. Derselbe erteilte folgende schriftliche Antwort: „Seit Menschengedenken haben die Herren Seminaristen niemals nicht aus keinem andern Brunnen kein anderes Wasser niemals getrunken, als aus diesem.“ W.

Ursprung des Wortes „Kapelle“. St. Martin, der 316 oder 317 zu Sabaria in Pannonien geboren wurde und durch die Martinsgänse bekannt ist, war lange Schutzpatron Frankreichs, dessen Könige sich des großen Schleiers, womit seine Tumba (Bahre, Katafalk) bedeckt war, als Heerbanner bedienten. Auch das Gewand (Cappa-Capella) des Heiligen wurde in Feldzügen vorgetragen, die Träger hießen Capellani, und der Aufbewahrungsort des Gewandes Capella. Später wurde der Ausdruck Capella auch auf kleinere Kirchen angewendet, und die Geistlichen hießen Kapläne. N.

Komponist und Kritiker. Ein Freund des großen Tondichters Georg Friedrich Händel (geb. 23. Febr. 1685 in Halle a. S., gest. zu London 14. April 1759), war der Reverend Mr. Fountayne, in dessen prachtvollem Salon Händel oftmals die musikalischen Soireen dirigierte. Eines Abends gingen Händel und Fountayne in den Marylebone Gärten in London spazieren, wo gerade ein Konzert stattfand, und hörten den Musikaufführungen zu. Während eines Stückes bemerkte Händel plötzlich: „Kommen Sie, mein Freund, lassen Sie uns niedersitzen und diesem Stück lauschen. Was halten Sie davon?“ — „Es ist nicht des Anhörens wert,“ antwortete der alte Herr mit einer wegwerfenden Handbewegung, „es ist das armseligste Gedudel, das ich seit längerer Zeit gehört habe.“ — „Sie haben recht, Mr. Fountayne,“ erwiderte Händel, „es ist wirklich ein armseliges Gedudel, und des Anhörens nicht wert, ich dachte dasselbe, als ich es fertig hatte.“ — Jetzt stammelte der alte Geistliche, der natürlich glaubte, er habe Händel tödlich beleidigt, eine Entschuldigung hervor. Aber dieser erwiderte lachend, indem er ihm auf die Schulter klopfte: „Lassen Sie, lieber Freund, entschuldigen Sie mich nicht; Sie urteilten eben so vorsichtig als ehrlich. Das Stück ist überhastig komponiert und taugt wirklich nichts. Ich danke Ihnen für Ihre offene, wenn auch unbewußte Kritik; ich werde das Stück umarbeiten.“ Stj.



Gegen erfrorene Hände und Füße. Man reibe sie sanft mit Petroleum ein und ziehe des Nachts Handschuhe darüber.

Ins Mistbeet können jetzt gesät werden: Petersilie, Karotten, Schnitt- und Kopfsalat; Radieschen, Halbrettige, Blumenkohl, Kohlrabi, Sellerie.

Tauben schmackhaft zu bereiten. Richtig geflammte, ausgenommene, gewaschene Tauben der Länge nach halbieren, spicken, in eine Kasserolle legen, 1 Löffel Fleischbrühe, etwas Butter, 2 kleine Zwiebeln zufügen, verdeckt schmoren, bis die Fleischbrühe eingekocht ist, während des Schmorens etwas würfelig geschnittenen Schinken, Kalbfleisch und Gewürz zufügen. Nach 30 Minuten, wenn die Tauben gar sind, dieselben auf zuvor erwärmte Schüssel herausnehmen. Die angebackene Sauce von der Kasserolle mit kräftiger Fleischbrühe loskochen, abfetten, mit 1 Theelöffel Kartoffelmehl binden, die Sauce durch ein Sieb über die Tauben anrichten.

Zur Fütterung junger Kaninchen. Bei der Fütterung der jungen Kaninchen ist kein Unterschied zu machen, denn die Tiere nehmen, sobald sie den Nistraum verlassen haben, an den Mahlzeiten der Mutter teil. Nur wenn man die Jungen von der Mutter getrennt und etwa mehr als 12—15 in einem Stall hat, ist es gut, mehrere Raufen und Futtertröge anzubringen, um das gegenseitige Wegdrängen vom Futter zu vermeiden. Wer in der angenehmen Lage ist, den jungen Tieren etwas mehr Körnerfutter zu reichen, wird keinen Schaden davon haben, allein Grünfutter erzeugt bei jungen Tieren leicht Trommelsucht.

Kalbsbrieschen. Das Brieschen wird mit kaltem Wasser so lange auf dem Herd erwärmt und immer wieder abgeschüttet, bis das Brieschen ganz weiß ist, und sauber gehäutet werden kann. Dann wird es abgekocht und zwar in Wasser, welches mit Essig, Zwiebeln, Gelbrüben, Zimmt, Citronenschale, Salz, ganzem Pfeffer, Nelken und Lorbeerblatt kalt beigesetzt wird. Alsdann wird es wieder erkalten lassen, in Mehl, alsdann in Ei umgewälzt und paniert.

Vexierbild.



Wo ist der zweite Radler?

Auflösung.

K
R a a
N a m u r
K a m e r u n
A m r a m
R u m
n

Problem Nr. 26.

Von E. F.

Schwarz.

	A	B	C	D	E	F	G	H
8				♜		♝		
7				♙				
6				♟	♘			♙
5		♙		♘	♚			♔
4		♙			♗			
3			♙			♟		
2				♖		♙	♙	
1								

Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Anagramm.

Mein Leben nahm ein traurig Ende,
Es floß mein Blut durch Bruderhände.
Versetz' die Zeichen meinem Worte,
Dann werd' ich zum Verbannungsorte

Julius Falck.

Rätsel.

Es spricht von Lieb und Treu zu dir,
Von manchen sel'gen Stunden;
Es mahnt die kleine schmucke Zier
An sie, die dir verbunden.
Zwei Laute vorn: und alsdann heißt
Also ein Fisch, den man verspeist.

Arithmogriph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9. Belgischer General.
2 7 9 9 3. Eine ostindische Insel.
3 6 6 3. Ein schweizer. Getreidemaß.
4 5 9 7 8 4. Stadt in Norddeutschland.
5 3 6 6 4 9. Fluß in der Schweiz.
6 4 2 6 7 2. Eine feine Steinart.
7 2 4 8. Eine Stadt in Algerien.
8 7 2 6 4. Eine Oper.
9 3 6 7 2 Eine der Sunda-Inseln.
Die Anfangsbuchstaben ergeben 1—9.

Paul Klein.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Der Charade: Trauerspiel.
Des Bilderrätsels: Voreilge Furcht beschleunigt die Gefahr.

Verantwortliche Redaktion von [illegible], gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.